

Von Liebe und Einsamkeit, Erinnerung und Tod

Gabriele Weingartners Roman »Fräulein Schnitzler«

Lili Schnitzler träumt und erinnert sich, liebt, verzweifelt und stirbt – in jeder Minute ihres Lebens. Die Tochter des berühmten Schriftstellers Arthur Schnitzler nimmt sich am 26. Juli 1928 im ehelichen Haus, San Polo 2545 in Venedig das Leben. 19-jährig greift sie nach der Waffe ihres Mannes, schießt sich in die Brust und stirbt noch in der gleichen Nacht an einer Blutvergiftung, weil die Kugel verrostet war. Schnitzler selbst überwand den Tod seiner Tochter nie. Die Gründe für den Freitod der begabten, fordernden, wilden und schönen Lili blieben unbekannt. War es eine in der Familie angelegte Disposition zur Melancholie? Ihre unglückliche Ehe mit dem doch so heißgeliebten italienischen Milizionär Arnaldo Cappellini? Oder die Beziehung zu ihrem ebenso

vergötterten wie kritisierten Vater? Mit psychologischem Feinsinn lässt Gabriele Weingartner in ihrem fiktiv-autobiografischen Roman das »Fräulein Schnitzler« zwei Tage vor ihrem Selbstmord ihr Leben rekapitulieren und entwirft dabei eine große Frauenbiografie und Charakterstudie von Lili Cappellini, deren Leben sich zu einem Melodram entwickelt und im Suizid endet.

Lili wächst auf in den künstlerisch-intellektuellen Kreisen des Wiener Fin de Siècle, in denen sich die Familie Schnitzler bewegt. Sie erinnert sich an die Nachhilfestunden bei der spröden Anna Freud, an die abgebrühte Alma Mahler, an das Haus von Felix Salten, an den jungenhaften und begabten Hofmannsthal. Scharfsinnig beschreibt Weingartner

dabei die sich sukzessive, fast pathologisch verschärfende Wahrnehmung Lilis, die sich geradezu überspitzt detailreich an Bilder der Vergangenheit erinnert: an die schütterten Haare von Franz Gross, dem Geliebten der Mutter, deren schrill-glockiges Lachen, das zart ironischen Lächeln des Vaters, wenn er bei Lesungen auf seine Affären anspielt. Diese Erinnerungen sind keine bloß sinnierende Rekapitulation der Vergangenheit, sondern erscheinen vielmehr als Symptom von innerer und äußerer Einsamkeit, die Lili dazu zwingt, kaum mehr in der Gegenwart zu leben. Immer öfter, länger und intensiver verschwindet sie im Vergangenen, betrauert ihr Schicksal. Der Leser wird betroffen gewahr, dass Lilis Leben sich tunnelartig verengt und in eine emotio-

nale Sackgasse führt. Ihre Reflexionen erhalten nahezu autistische Züge, als ob in ihre hermetische Welt niemand mehr vorzudringen vermag – außer die erinnerte Vergangenheit. Dort liegt das Glück vor allem in der Liebe zum Vater, die als Quelle der Kraft dient, ohne aber die Isoliertheit Lilis in der Gegenwart aufheben zu können.

Weingartner erzählt eine Tochter-Vater-Geschichte: Lili Schnitzler – der Name scheint der Protagonistin vertrauter als Lili Cappellini – wird von ihrem Vater verwöhnt, dem einzigen, der ihr seelische wie intellektuelle Geborgenheit zu geben vermag. Er liebt sie bedingungslos in einer eigenen Welt voll vertrauter Intimität, intellektuellem Austausch, wortlosem Verständnis, der Übereinstimmung beider in Witz, Ironie und Begabung. Lilis Mutter Olga erscheint dagegen fast mitleiderregend, weil sie ausgeschlossen ist von dieser absoluten Liebe, zumal sich Arthur und Olga Schnitzler zunehmend voneinander distanzieren. Schnitzler ist weich, grenzenlos nachgiebig, inkonsequent. Geradezu peinlich beschämt ist Lili deshalb, als ihr Vater im Angesicht der Affäre seiner Frau die Contenance verliert. Weingartner bedient sich Schnitzlers eigenem psychologischen Geschick und stellt deshalb überzeugend die ambivalente Beziehung zwischen Vater und Tochter dar, die ebenso liebevoll wie gnadenlos erscheint. Lili wählt einen Partner, der das Gegenteil des Vaters ist: entschieden, aktiv handelnd, fordernd, kompromisslos, erotisch und geheimnisvoll: »Lili [musste] an ihren Vater denken, den sie liebte, den sie nie hatte verlassen wollen, der schwach war und den sie besiegt

hatte. Aber eigentlich war es ein leichter Sieg gewesen. Lili hätte einen schmerzhafteren bevorzugt.«

Lili heiratet, kaum 18-jährig, ausgerechnet den italienischen Faschisten Arnaldo Cappellini, der sich aber schnell von ihr abwendet. Was bleibt, ist sexuelle Anziehung, die sich steigert, je größer die gegenseitige Ablehnung ist – die Nähe zwischen beiden ist ein Relikt aus leidenschaftlich verliebten, nicht liebenden Zeiten. Dann ist Lili schwanger. Und was sie fühlt, ist Ekel und Abscheu gegenüber dem Kind.

Weingartner intensiviert den Eindruck der Irritation ihrer Protagonistin durch die Oberflächlichkeit von Lilis Gedanken: Die von ihr so empfundene widerliche Schwerfälligkeit des Körpers und sexuelle Unattraktivität überdecken die kurz aufkeimenden moralischen Bedenken – übrigens nur gegenüber dem Vater, nicht gegenüber ihrem Mann. Sie wehrt sich gegen die Vorstellung, ein Kind zur Welt zu bringen. Weingartner versteht es, glaubhaft ein gerade wegen seiner Ambivalenzen so authentisches Bild einer Frau zu entwerfen, die ihren inneren Frieden nicht finden kann. Lili, einerseits eine Frau, die die rohe sexuelle Energie ihres Mannes liebt, sehr früh erotische Erfahrungen macht, ihre Familie verlässt und sich in einer fremden Stadt bewegt, erscheint auf der anderen Seite als weinendes Kind, das durch die verwinkelten Gassen Venedigs nicht nach Hause findet und den Alltag nicht bewältigen kann. Zugleich hat Lili panische Angst, erwachsen zu werden: So ist sie gleichzeitig weise und naiv, hochreflektiert und kindlich, schamhaft und sexuell offensiv. Manchmal verhält sie sich regressiv wie ein krankes Kind, im Bett Schutz suchend, dann überzeugt sie wieder als mutige Frau mit offener Klarheit bezüglich ihrer Gefühle. »Ich kann nicht ohne dich leben«, sagt sie zu Arnaldo und meint den unsentimental gesprochenen Satz wörtlich.

Das tragische Ende deutet sich früh an, unterstützt durch die von Tod und Verfall geprägte Atmosphäre Venedigs. Lili empfindet die Stadt am Lido als tot und todbringend: bedrückend- schwül, heiß, abgehalftert und voller Gestank. Die faschistisch-burschikose Haushälterin häutet ein blutiges Kaninchen, das Wasser der Kanäle ist brackig, Lili oft verschwitzt und verstaubt. Eine Linderung von Lilis Qualen stellt der Roman somit auch atmosphärisch von Beginn an nicht in Aussicht. Zwar stammt Lili aus einem anregenden und faszinierenden Umfeld, das ihre Familie und das Wien der Jahrhundertwende bieten, aber in Venedig bleibt sie allein. Sie hadert mit ihrer Schwangerschaft und folgt schließlich dem Gassenjungen Emilio zu der Engelsmacherin, die sie von ihrem Kind erlösen soll. Lili irrt durch eine Stadt, die sich ihr ebenso verschließt wie ihr Mann und der Anschluss an ihre Kindheit, ihr Leben in Wien und die existenzielle Beziehung zum Vater. Die Einsamkeit bleibt das beherrschende Gefühl ihres Lebens. Todesmotive und -ängste, mal konkret, dann wieder unbestimmt und grausam, bestimmen ihre Träume: »Es gab keinen Namen für das, was sie sah, die schlimmen Details, die kein Ende nahmen [...], die immer mehr von ihrer Lebenszeit verschlangen«. Immer wieder ist sich Lili einer Erlösung bewusst: »Jeder Traum musste einmal zu Ende geträumt werden. Man durfte sie nur nicht mit dem Leben verwechseln.« Doch gerade das gelingt Lili immer weniger. Ihre Wahrnehmung geht zwar nie

– Anzeige –



in einen halluzinatorisch-psychotischen Zustand über, aber es entstehen beängstigend scharfe, fast wahnhafte Bilder, die eine Frau zeigen, die längst nicht mehr mit anderen zu kommunizieren imstande ist: »Ich werde mich verdoppeln, werde meinen Körper vergrößern und mein Gesicht. Werde mein mächtiger werdendes Fleisch, meine Brüste und meinen Bauch durch enge Gassen pressen müssen, wie Ricotta durch ein Sieb. Werde grausam stecken bleiben, falls ich ein Kind bekomme.« So steht Lili vor dem völligen Verlust ihrer selbst:

Venedig war ja weder tot noch lebendig. Und Lili fühlte sich ähnlich unentschieden. Träumte höchstens, dass sie lebte, träumte aber auch, dass sie starb. Und konnte sich selbst dann kaum mehr wiederfinden, wenn sie versuchte, sich oder anderen von ihrem Leben zu erzählen. Eigentlich wartete sie nur deshalb so sehnsüchtig auf Post, weil damit ihr eigenes Leben unter Beweis gestellt wurde.

Immer öfter zieht Lili Parallelen von ihrem Leben zu den Werken ihres Vaters, dessen psychologische Beobachtungsgabe sie bewundert. Schnitzlers Werke geben ihren Reflexionen eine weitere Ebene neben der Wirklichkeit, ihren Erinnerungen und ihren Träumen. Sicherheit bieten sie nicht, vielmehr revitalisiert Lili aus den Büchern ihren Vater, zu dem sie längst keine engere Beziehung mehr hat, sich auch nicht mehr anschickt, ihm zu schreiben. Zu sehr scheint sie bereits eingeschlossen in eine Einsamkeit, die Kontakt nicht mehr gewährt:

Das weite Land, aus dem heraus Papa in vielen Stimmen zu ihr redete, wie sie Jahre später, beim Nachlesen in Venedig feststellte. Und seine Personen Sachen sagen ließ, die wie auf Lili, die Sternwartstraße und San Polo 2545 gemünzt schienen. Dass Liebe und Verrat, Treue und Treulosigkeit gleichzeitig Raum in uns hätten. Das Chaos eigentlich nur das Natürliche sei. Und nicht die Ordnung. Keinesfalls die Ordnung.

Die fiktiven und auf Lili doch so wahr wirkenden Figuren erscheinen ihr in ihrer zunehmenden Isolation als Schablonen des eigenen Schicksals, als Beschreibung ihrer selbst. Und so kommt sie immer wieder auf »Fräulein Else« zurück, eines der gesellschaftskritisch und psychologisch beeindruckendsten Werke Schnitzlers über eine junge Frau, die aus Verzweiflung über die erzwungene Aufopferungsbereitschaft gegenüber den bürgerlichen Eltern und über die Beschämung in ihrer Identität als Frau derart zerrüttet wird, dass ihr nurmehr der Ausweg in den Selbstmord bleibt. Weingartner entlehnt subtil die erzählerischen Mittel Schnitzlers, die die sackgassenartige Zuspitzung von Lilis Konflikt intensivieren: der konsequent durchgeführte innere Monolog, die Aufhebung jeglicher Distanz zwischen Leser und Erzähler, die Beschränkung auf die Innenwelt der Protagonistin, die sich stetig verfeinernde Wahrnehmungswelt und schließlich die Erinnerungen an eine ferne glückliche Kindheit, in die Elses und gleichermaßen Lilis schwindendes Bewusstsein gleitet, bis das Le-

ben erlöscht. Und so folgt Fräulein Schnitzler schließlich dem Schicksal Fräulein Elses.

Fast könnte man meinen, der Stoff des Romans sei zu groß, um eine glaubwürdige, nicht pathetische, nicht schnulzige Geschichte von einer Frau wie Lili Schnitzler zu erzählen. Doch Weingartner zeichnet überzeugend den tragischen, fast selbstlaufenden Prozess der zunehmenden Einsamkeit, der mit der dramatischen Erkenntnis endet, dass die Ausweglosigkeit von Lilis Leben in der unüberwindbaren Isolation besteht, die für sie nur im Selbstmord enden zu können scheint. Gabriele Weingartner zeichnet ein Frauenporträt von solcher Stimmigkeit und solchem Einfühlungsvermögen, dass es weder zu Sentimentalitäten noch zu artifiziellen Überzeichnungen kommt. Der Leser erlebt einen berührenden Roman, der ein Schicksal beschreibt, das ebenso sonnenklar und schillernd wie aussichtslos ist.

JULIA WEHNER

¹ GABRIELE WEINGARTNER: Fräulein Schnitzler. Roman. Innsbruck/Wien: Haymon Verlag, 2006. 247 Seiten. ISBN: 3-85218-499-1. 19,90 Euro.